

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

Bis Mitte Juni 1923.



Die alten Griechen hatten eine tief-sinnige Dichtung: Sie erzählten von dem Gott Prometheus, der mit kunstvollen Händen Menschengestalten aus Lehm gebildet hatte und sehnlich wünschte, sie möchten leben. Darum bat er den Himmelsvater Zeus, er

möge die Menschen mit seinem Himmelsfeuer zum Leben erwecken. Als aber Zeus sich dessen weigerte, stahl ihm Prometheus das Himmelsfeuer und machte selbst seine Menschen lebendig. Zur Strafe dafür wurde der Unglückliche an einen Felsen geschmiedet mit ehernen Ketten, die auch seine Götterkraft nicht zu zersprengen vermochte, und jeden Tag kam ein Geier, um ihm an der Leber zu fressen. Das abgefressene Stück wuchs über Nacht wieder hinzu, so daß am kommenden Morgen die gleiche Qual sich erneuerte. Wie lang dieses entsetzliche Leiden gedauert hat — das weiß niemand. Eines Tages kam aber ein gewaltiger Held an diesen Felsen, der im fernen Kaukasus sich befand, und voll Mitleid mit dem Gepeinigten wartete er, bis der Geier kam. Ein Pfeilschuß — und der Geier lag tot am Boden. Dann sprengte der Befreier mit seiner Riesenkraft die Ketten des Gefesselten. Und der Himmelsvater, der dies Schauspiel mit angesehen hatte, vergab dem Befreiten seine Missetat. Nach langem unbeschreiblichem Märtyrertum durfte er wieder an die Tafel der Himmlichen sich setzen.

Dies Stücklein aus der uralten Fabelwelt ist dem Hintenden eingefallen, wie er an seinem Schreibtisch saß und mit schwerem Herzen nachsann über all die Schicksale, die das abgelaufene Jahr einschließt. Der geneigte Leser weiß aus der vorjährigen Rundschau, daß der Hintende dies Jahr in sehr trüber Beleuchtung gesehen hat. Aber jetzt, da die Monate vorübergerollt sind, ist es ihm, als ob alles noch viel fürchterlicher, grausiger und hoffnungsloser sich gestaltet habe als im Vorjahr, wo er seine Welt Rundschau mit dem Ende Juli abgeschlossen hat. Heute ist es dem Hintenden, als sähe er sein armes Vaterland an einen Felsen geschmiedet, wie einst der Prometheus es erdulden mußte. Und unter den Schnabelhieben des grimmigen Geiers windet sich das unselige Deutschland und stöhnt und ächzt in seinen unbeschreiblichen Qualen. Aber wo ist der Held, der hinter dem Felsen hervortraucht, um seinen Bogen anzulegen und den fürchterlichen Geier zu verschleichen? Niemand sieht diesen Befreier. Gar niemand. Auch der Hintende nicht. Und darum ist ihm diesmal so hart und schwer, zu erzählen von dem, was wir Deutschen haben erleiden müssen. Der Humor, mit dem er in vergangenen Jahren auch das Dunkelfste noch hat durchblitzen können, ist beinahe verloren. Er

Erzähler Hintender Bote für 1924.

kommt sich vor wie jene Unseligen, von denen einmal ein Stotzer gesagt hat: „Man muß dem Feinde nichts lassen als die Augen, damit er — sein Schicksal beweinen könne!“ Es ist ein großes Klagelied, das der Hintende singen muß vor seinen Lesern. Das Klagelied vom gefesselten Deutschland!

Der geneigte Leser weiß, wie im Juli 22 in Deutschland die Mark anfing, in ihrem Werte mit unheimlicher Schnelligkeit zu sinken. Darum bat die deutsche Reichsregierung die Verbündeten, ihr einen Zahlungsaufschub, ein sogenanntes Moratorium, zu geben. Und der englische Minister Lloyd George erklärte am 13. Juli im Unterhaus, es erscheine der englischen Regierung als unbedingt nötig, Deutschlands Bitte zu erfüllen. Aber gleich erhob sich in Frankreich ein wütendes Geschrei über diese „verfrühte“ Stellungnahme der Engländer. Und als die deutsche Regierung noch dazu bat, man möge die sogenannten „Ausgleichszahlungen“, die allmonatlich gemacht werden mußten, auf den vierten Teil herabsetzen, fuhr der Franzose grimmig auf: „Daraus wird nichts!“ und der französische Ministerpräsident ließ, weil Deutschland nicht gleich auf seinen Zahlungsbefehl kuscheln wollte, fünf sogenannte „Retoritionen“ in Kraft treten. Es ist eine ganz besondere französische Geschicklichkeit, für alle ihre Maßnahmen wunder schöne Namen zu erfinden, die der Welt Sand in die Augen streuen sollen. Aber wenn man dies Wörtlein genauer



Ein Pfeilschuß traf den an der Leber des Prometheus fressenden Geier.

untersucht und weiß, was „torsio“ auf lateinisch heißt, nämlich „Folter“, so ergibt sich der wirkliche Sinn der Maßnahmen, die jetzt in Kraft treten. Die Ausgleichsänder in Paris und Straßburg, die alle deutschen Forderungen auf Ersatz für Kriegsverluste zu prüfen haben, mußten diese deutschen Forderungen zurückstellen, bis Deutschland bezahlt habe. Die im Elsaß zurückgebliebenen deutschen Möbel, die schon zur Ausfuhr frei-

gegeben waren, wurden zurückgehalten. Die deutschen Spargelder, die auf elsässischen Banken lagen, wurden beschlagnahmt, und über 500 im Elsaß gebliebene Deutsche wurde die Ausweisung verhängt. Nur ganz geringe Geldmittel durften die armen Ausgewiesenen mitnehmen. Ein Verfahren, das seither von der französischen Regierung mit immer steigender Schärfe angewendet wird in dem besetzten Gebiet! Das war die Eröffnung des deutschen Leidensweges, auf dem wir wandern müssen hinab in unausdenkbare Tiefen des Grauens und Schreckens. Es wurden zwar auf den Einspruch des Elsaßes mehrere dieser harten Maßnahmen aufgehoben — aber wir Deutschen mußten sehen, daß wir einem erbarmungslosen Zwingherrn zum Opfer gefallen waren.

Die Verbündeten einigten sich darauf, in London eine Konferenz abzuhalten, auf der die Frage der Gutmachungen endgültig gelöst werden sollte. Aber schon die Einleitung zu dieser Konferenz ließ nichts Gutes hoffen. Die Amerikaner hatten schon am 3. Februar in Washington verlangt, daß die Verbündeten in Europa ihre Schulden, die in Amerika gemacht worden waren, mit $4\frac{1}{2}$ Prozent verzinsen und in 25 Jahren zurückzahlen müßten. Das war eine harte Nuß. Darum schickten die Franzosen einen Gesandten, Parmentier mit Namen, nach Amerika, der um Milderung dieser Forderung bitten sollte. Aber die Amerikaner waren hartköpfig. Sie verlangten Auskunft über die französische Verwaltung der Finanzen, besonders über die Ausgaben, die Frankreich für Heer und Flotte mache, und der amerikanische Senator Borah erklärte, Amerika könne nur dann in einen Nachlaß der europäischen Schulden willigen, wenn die europäischen Völker ernstlich abrüsteten! Sie sahen, die Amerikaner, daß Frankreich bis an die Zähne bewaffnet sei und daß der einst von Wilson feierlich verkündigte Weltfrieden längst aus der Welt verschwunden war. Und — Frankreich dachle und denkt nicht daran, seine riesige Militärmacht, die es jetzt zum stärksten Volk in ganz Europa gemacht hat, zu verringern. Es weiß: Wer die meisten Kanonen, Flugzeuge und Tanks hat, der befiehlt — und die andern müssen gehorchen. Und so lehrte Herr Parmentier unverrichteter Dinge aus Amerika heim. Auch England zeigte Frankreich eine ungnädige Miene. Der Minister des Auswärtigen in England, Balfour, richtete eine Note, die hauptsächlich auf Frankreich gemünzt war, an seine Verbündeten. Darin wurde gesagt: Wir Großländer sind bereit, alle Darlehen, die wir unseren Verbündeten gegeben haben, zu streichen, und wir wollen sogar auf alle Entschädigungen verzichten, die uns Deutschland schuldig ist, wenn alle Verbündeten mit uns zusammen einen Plan ausarbeiten, wie die ganze Geldnot Europas aus der Welt geschafft werden kann. Das hieß: Franzosen, zieht ihr gegen Deutschland mildere Saiten auf und laßt ihr Deutschland zur Ruhe kommen, so können wir über unsere gegenseitigen Schuldrechnungen einmal uns unterhalten. Da war es kein Wunder, daß die Franzosen sich steifenwild wurden. Sie spürten, man wolle ihnen Dammischauben anlegen und sie zwingen, auf alle ihre Pläne gegen Deutschland zu verzichten, und nun stellten sie sich kräftig auf die Hinterbeine. Als Poincaré am 7. August in London erschien, hielt er gleich eine Rede, in der er sagte: Wir wollen den Deutschen eine kurze Stundung für ihre Darzahlungen geben, aber wir wollen „produktive Pänder“ dafür haben, daß wir wirklich bezahlt werden und daß sich Deutschland nicht um seine Schulden herumdrückt. Ins-

besondere sollten die deutschen Einnahmen aus staatlichen Wäldern und Bergwerken in dem besetzten Gebiet herangezogen werden, eine Zolllinie sollte hergestellt werden zwischen dem besetzten und unbesetzten Deutschland, mindestens 60 Prozent des Gewinns der chemischen Fabriken sollte den Verbündeten zufallen. Aber der Ausschuß, der diese Forderungen zu prüfen hatte, erklärte, dieser ganze französische Plan sei undurchführbar, er werde gar nicht viel Geld einbringen und nur unnütze Quälereien Deutschlands schaffen, ohne daß man mit der Gutmachung weiter vorankommen werde. Sowohl Lloyd George wie Poincaré blieben auf ihrem Kopfe stehen, und zwei harte Köpfe vertrugen sich nicht. Am 14. August kam es klar zu Tage, daß auch diese Konferenz wieder wie alle ihre Vorgänger gescheitert war; diesmal aber nicht an der Nachgiebigkeit der Engländer wie früher, sondern an ihrer Hartnäckigkeit. Aber eines hatte diese Konferenz uns Deutsche gelehrt: das Schlagwort von den „produktiven Pfändern“ war wieder eines jener geschickten Advokatenkunststücklein, mit denen der kluge französische Ministerpräsident seine tief verborgenen Pläne zu verhüllen verstand. Er wollte im letzten Grund festeren Fuß am Rhein fassen. Wälder, Bergwerke, chemische Fabriken im Rheinland und — jetzt wurde es ganz klar — auch im Ruhrgebiet sollten unter französischen Einfluß kommen. All das ganze Heer von Beamten, Bediensteten, Angestellten, Arbeitern, Handel- und Gewerbetreibenden, Landwirten sollte Frankreich dienstbar werden. Es war der uralte französische Wunsch, der seit vielen Jahrhunderten besteht: die Vormacht am Rhein bedeutet die Vormacht in Europa! Frankreich war mit diesem Kriegsziel einst im Jahr 14 unter Waffen getreten, in den Friedensverhandlungen zu Versailles hatte es dies Ziel nicht erreicht. Jetzt sollte der „Friede“ es schaffen. Darum waren die unerhörlichen Forderungen Deutschland auferlegt worden. Man mußte: Das können die Deutschen nicht bezahlen! Darum nimmt man ihnen, was sie haben — und das ist Rhein und Ruhr, das Herz des deutschen Wohlstandes, das Rückgrat der deutschen Industrie, der Blutzirkel deutscher Kraft, auch der deutschen Wehrkraft. Ist Rhein und Ruhr unter französischem Wachseinfluß, dann kann Deutschland nie mehr daran denken, sich von den Ketten loszulösen, mit denen es gefesselt ist; es ist und bleibt ein ohnmächtiges Sklavenvolk, das für seine Dränger arbeiten muß und aus einem armeligen Fronde sein nicht mehr herauskommen kann.

Freilich — das sagt man nicht laut an der Seine. Im Gegenteil, man versichert stets hoch und teuer, man wolle gar nichts „annektieren“. Man wolle nur bezahlt sein. Man redet in den höchsten Tönen von dem zerstörten Nordfrankreich mit seinen Trümmern und weist auf das ganz unversehrt gebliebene Deutschland hin und schilt uns, wir seien säumige Schuldner, die sich aus all ihren Verpflichtungen schäbig herauszuleihen wollten. Und man beteuert, daß Frankreich nichts anderes wolle als sein Recht! Aber hinter diesem Gesicht der ehrlichen Entrüstung über Deutschlands „Veräummisse“ lauert das Lächeln der Ueberlegenen, die ganz genau wissen: Deutschland kann ja gar nicht zahlen! Wenn es auch alles anbietet! Man erzählte sich sogar, Poincaré habe zu einigen französischen Zeitungsschreibern gesagt: „Deutschland könnte mir gar nichts Schlimmeres antun, als wenn es wirklich — zahlt!“ Ob das wahr ist oder nicht — jedenfalls zeigt dies Hinstreichen, daß es Leute in der Welt gibt, die dem großen Redner in Paris hinter seine Schliche kommen.

England war nicht gefonnen, Frankreich übermächtig werden zu lassen — und darum wehrte es sich mit aller Macht gegen die französischen Pläne der „produktiven Pfänder“. Es begann ein Kampf zwischen den beiden Staaten, denen von jeher die Herrschermacht über die Welt Europas das größte Ziel ihrer Politik gewesen war. Und wir Deutschen sind das armselige Spielzeug in den Händen der beiden Machtgierigen. Wir werden herüber und hinüber geworfen in diesem Kampf, je nachdem die Aussichten für den einen und den anderen auf das Gewinnen des ungeheuren Ringens wechseln.

Als die Konferenz in London abgebrochen war, stieg der Dollar auf 1000 Mark. Ein Schredensschrei hallte durch Deutschland. Viele meinten: „Nun ist das Ende da — wie können wir weiter leben, wenn unser Geld all seinen Wert verliert?“ Die so riefen, wußten nicht, wie es noch kommen sollte!

Der Handel wurde vorläufig zum Stillstand gebracht, indem von den Verbündeten beschlossen wurde, Deutschland bis Ende des Jahres von Barzahlungen zu befreien und Belgien als bevorrechtetem Gläubiger deutsche Schatzbonds zu geben, die innerhalb von sechs Monaten in Gold ausgetauscht werden sollten. 270 Millionen Goldmark sollten so bis zum 15. Februar und 15. Juni 1923 sichergestellt werden, und die Bank von England gewährte eine Rückendeckung. Zum erstenmal seit dem Krieg war England gewärtig eine Rückendeckung. Zum erstenmal seit dem Krieg war England gewärtig für uns einzufpringen!

In alle diese Verhandlungen aber kam ein ganz unerwartetes Ereignis, das sich im Osten abspielte und das für die weitere Gestaltung des deutschen Schicksals sich als verhängnisvoll erweisen sollte. Die kriegerischen Verwicklungen zwischen Griechenland und der Türkei brachen aufs neue in einen lobenden Brand aus und endeten mit einem ungeheuren Sieg der Türken über die Griechen. Der „kranke Mann“, wie man die Türkei seit Jahrzehnten genannt hat, erhob sich mit einer riesenhafte Kraft von seinem Krankenlager, stieß alle seine Pfleger, die ihm ihre Tränklein und Salben reichen wollten, auf die Seite und stand in einer strotzenden Gesundheit auf festen Füßen, um sein Recht auf Dasein und Zukunft zu fordern. Am 26. August stieß die Armee Kemal, des türkischen Obergenerals, gegen die griechische Armee bei Afium-Karabissar vor und zerstückte die ganze griechische Front: 20000 Gefangene wurden gemacht, 910 Geschütze wurden erobert. Die Türken konnten sich rühmen, die Griechen ins ägäische Meer geworfen zu haben! Man wußte, daß hinter den Türken die Franzosen standen. Französische Geschütze hatten ihren ehernen Schlund aufgerissen, und in Paris feierte man den Türkensieg wie einen französischen Triumph. England war auf Seiten der Griechen gestanden. Denn Englands „Genick“ ist Konstantinopel, und darum will es nicht, daß die alte türkische Hauptstadt aus englischen Händen gerissen werde. Die

Dardanellen, die zu den stärksten Meerfestungen gehören, sollten unter englischem Einfluß bleiben, damit England seine Uebermacht in Kleinasien, Persien und Indien festhalten kann. Alle diese Errungenschaften, die England durch den Weltkrieg gemacht hatte, flossen mit einem Male ihm unter den Händen weg. Als nun die Türken gar Smyrna eroberten und in der unglücklichen Stadt das griechische, armenische und europäische Viertel in Flammen aufgingen — wer den Brand angelegt hat, wird wohl nie ganz aufgeklärt werden — und der letzte Rest des Griechenheeres teils gefangen, teils von der Halbinsel Ichesure aus auf Schiffe gebracht wurde, versuchte Lloyd George, mit bewaffneter Hand einzugreifen. Er rief die „Dominions“, das sind die mit England verbündeten früheren Kolonien Kanada, Australien, Südafrika, auf, sie sollten Truppen nach Konstantinopel senden, und England sah sich mit Entsetzen am Beginn eines neuen Weltbrandes. Aber das englische Volk wollte ebensovienig in diesen Kampf einziehen wie die Dominions. Vor allem Kanada und Südafrika



Der kranke Mann erhob sich und stieß seine Pfleger, die ihm ihre Tränklein und Salben reichen wollten, auf die Seite.

meinten, sie seien zu gut dazu, dem englischen Ministerpräsidenten die Kohlen aus dem Feuer zu holen, und die Londoner Zeitungen sagten kalt, dieser Krieg sei unnötig, ja die Arbeiterpartei, die einst dem „Arbeiterfreund“ Lloyd George die hellsten Jubelpsalmen gesungen hatte, hielt eine Massenversammlung, in der sie den Minister „eine öffentliche Gefahr für den Frieden“ nannte. Frankreich und Italien zeigten die kalte Schulter, sie zogen ihre Truppen von Kleinasien zurück — England stand allein auf weiter Flur. Es blieb Lloyd George gar nichts anderes übrig, als gelinde Saiten aufzuziehen. Die Verbündeten luden die Türkei in einem sehr höflichen Schreiben zu einer Friedenskonferenz ein. Sie baten sogar die Türken, sie möchten gefälligst wissen lassen, ob sie geneigt seien, Friedensverhandlungen zu pflegen. Welch ein anderer Ton als im Jahre 18! So hatte sich das Blättlein gewendet, weil ein tapferes Volk sich auf seine nationale Würde besonnen hatte, und stolz und groß zog die Türkei in die Verhandlungsräume ein, die zunächst in Mudania sich öffneten. Die Griechen waren in heller Verzweiflung. Das Heer der Griechen, das in

Thrazien lag, zog nach Athen, stieß den König Konstantin vom Thron, und der Unglückliche, der ein tapferer und treuer Mann gewesen ist, mußte wieder einmal der Sündenbock sein, zugunsten des Kronprinzen abdanken, und dem in der Verbannung zu Paris lebenden Kreter Venizelos, der im Weltkrieg das Griechenvolk auf die Seite der Entente gerissen hatte, wurde aufs neue „die Verteidigung der nationalen Sache“ übertragen. Aber

bedeutete ein Zurückweichen Englands und ein Einlenken gegenüber Frankreich. Wir Deutschen wußten, daß damit unsere Hoffnung auf ein erträgliches Regieren der Gutmachung begraben war. Poincaré war der Mann des Tages geworden!

Auch in Deutschland gab es einen Regierungswechsel. Der unaußsöhnlich sinkende Wert der Mark — am 8. November kostete ein Dollar 9000 Mark! — hatte

in den verschiedenen Parteien Mißstimmung gegen die Regierung Birth hervorgerufen. Und als das Umlagegetreide, das den armen Volksschichten billiges Brot verbürgte, durch Reichstagsbeschluß teurer gemacht wurde, begann die Sozialdemokratie gegen den Reichskanzler zu rebellieren. Birth hatte die ungeheuersten Anstrengungen gemacht, um das Sinken des Marktwertes aufzuhalten. Es kam eine sogenannte „Devisenordnung“ heraus, durch die das wilde Spekulieren mit fremdem Geld und das Bezahlen der Waren im Inland mit fremder Währung, mit Dollars und Schweizerfranken, unmöglich gemacht werden sollten. Aber die Verordnung war nicht durchzuführen. Sie war von Männern gemacht, die vom Handel nichts verstanden, und so blieb sie



Aber auch Lloyd Georges Stunde hatte geschlagen.

es half nichts: Thrazien ging verloren, und die Minister und Generale der Regierung Konstantins wurden von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Das Entsetzliche geschah: die Unglücklichen wurden am 28. November erschossen. König Konstantin hatte schon am 4. Oktober das Land verlassen. Das Einzige, was England tat, war, daß der englische Gesandte nach dem Ministermord das Land verließ. Den König ließ es kaltblütig fallen: der Besiegte hat immer Unrecht!

Aber auch Lloyd Georges Stunde hatte geschlagen. Vergessen wurde, was er in schwerster Entscheidungsstunde während des Weltkrieges seinem Vaterland geleistet hatte, als er die Seele des neu aufflammenden Widerstandes wurde, vergessen wurde, daß er einst „der Retter der Heimat“ genannt worden war — am 19. Oktober mußte er mit seinem Kabinett zurücktreten! „Dank vom englischen Volk!“ Man konnte ihm nicht verzeihen, daß er das englische Volk in diese heikle Lage gebracht und den Stolz Englands aufs empfindlichste gekränkt hatte! Freilich — seine weltgeschichtliche Schuld ist, daß er Frankreich zu mächtig werden ließ und nicht, wie es von jeher die englische Staatskunst verlangt hatte, Deutschland soweit unterstellte, daß es ein Stein im Brett der englischen Politik bleiben konnte. Was verkannt war, konnte nicht mehr gut gemacht werden.

An die Stelle von Lloyd George trat ein konservatives Kabinett unter Führung von Bonar Law. Das

auf dem Papier stehen, ohne etwas anderes zu schaffen, als — verärgerte Handelsleute! Und doch wollte die Sozialdemokratie noch schärfere Devisenvorschriften. Es klappte nicht mehr in dem gemeinsamen Fuhrwerk! Die einen wollten Hüft, die andern wollten Gott, besonders seit die Sozialdemokratie wieder einig geworden war — am 24. September hatte zu Nürnberg die Verbrüderung zwischen Mehrheitssozialdemokratie und Unabhängigen sich vollzogen — und schärfer reiten wollte. Der Reichskanzler wollte eine Vereinigung der Parteien von der Deutschen Volkspartei bis zu den Sozialdemokraten — und als diese Vereinigung auseinanderbrach, ehe sie recht geleiht war, trat der Reichskanzler von seinem Posten zurück. Das war am 15. November — und an seine Stelle trat ein Großhandelsmann. Denn man hatte in Deutschland schon lange gewünscht, es solle ein Mann aus dem Großhandel die Führung des Staatsschiffes in die Hand nehmen, weil der es besser verstehen werde, als die Männer der Wissenschaft. Denn die Wissenschaftler, so meint man, haben allezeit irgendeine Brille auf der Nase; aber die Männer aus dem Handel sehen die Welt, wie sie ist, und sind aufs Fordern und Feilschen, aufs Vieten und Ueber- und Unterbieten eingestellt. Darum werden sie besser vorankommen und den festengebliebenen Wagen aus dem Sumpfe herausziehen. Der zum Reichskanzler Erlorene war ein sehr bewährter und umsichtiger Mann, der Generaldirektor der

Hamburg-Amerika-Linie, Dr. Cuno, ein Mann, der sowohl in England wie in Amerika bestens bekannt war und wertvolle Beziehungen nach allen Weltteilen hatte. Ihm traute man es zu, daß er auch in den Wirrwarr der „Gutmachung“ hineingreifen und Ordnung schaffen werde. Freilich — die Sozialdemokratie trat in sein Kabinett nicht ein, aber sie machte ihm auch keine Schwierigkeiten. Sie verhielt sich auf dem „Qui vive!“

Was auf den Reichskanzler harrte, war ungeheuer schwer. Die Verbündeten zogen die Daumenschrauben an, mit denen sie Deutschland peinigten. Der Wiedergutmachungsausschuß hatte sich schon im Oktober nach Berlin begeben, um dort — unter Zuziehung von ausländischen Sachverständigen — an Ort und Stelle die deutsche Zahlungsfähigkeit zu prüfen. Aber er zog mit sehr unzufriedenem Gesicht ab. Der Franzose Barthou sagte: In Deutschland sei die Flucht vor der Verantwortung nicht weniger groß als die Kapitalflucht! Das will sagen, die Deutschen schafften all ihr Geld ins Ausland und dann stellten sie sich an, als hätten sie leere Taschen. Aber die Franzosen seien nicht so dumm, sich von den pflügenden Deutschen hinters Licht führen zu lassen. Darum zog man schärfere Saiten auf. Poincaré und Bonar Law kamen in London zusammen am 9. Dezember, aber sie kamen nicht miteinander überein. Denn immer deutlicher wurde das französische Verlangen, ins Ruhrgebiet einzumarschieren, und Bonar Law wagte es nicht, sich dem schroff zu widersetzen, freilich traute er sich ebensowenig zu, dem Franzosen das englische Einverständnis mit seiner Gewaltpolitik auszusprechen. Das englische Volk war nicht geneigt, ein volles Verslaven Deutschlands hinzunehmen, ohne mit der Wimper zu zucken. Und so merkten die Hellhörigen, daß die ganze Londoner Konferenz darauf hinausam, daß Bonar Law seinem französischen Verbündeten zu verstehen gab: „Mach's! Wir werden dann so tun, als wüßten wir von nichts! Aber bitte, sag nichts davon, daß ich dir den Rat gegeben habe!“ Und so zog Poincaré sehr zufrieden nach Hause — die Bahn war frei. Ueber Deutschland schwebte das Schwert. Noch einmal versuchte die deutsche Regierung alles, was in ihrer Macht stand. Sie hatte schon nach London ein Zahlungsangebot gesandt, aber die versammelten Brüder von Frankreich, England und Italien hatten den „Wisch“ verächtlich unter den Tisch geworfen. Jetzt ging noch ein Angebot nach Paris, wo anfangs Januar eine Zusammenkunft der verbündeten Regierungen stattfinden sollte. Da versprach Deutschland nicht bloß, daß es zahlen wolle, was in seinen Kräften stehe, sondern der deutsche Reichskanzler ließ „durch eine dritte Macht“ — es war Amerika, wie sich hernach herausstellte — Frankreich den Vorschlag machen, die Großmächte, die am Rhein interessiert seien, also vor allem Frankreich und Deutschland, sollten sich gegenseitig verpflichten, auf die Dauer von 30 Jahren keinen Krieg miteinander zu führen, der nicht von dem ganzen Volk beschlossen worden sei. Das war ein Angebot eines „Gottesfriedens“, einer treuga Dei, wie man das im Mittelalter genannt hatte. Welch eine Erlösung für die Welt, wenn dies Angebot von den Franzosen angenommen worden wäre! Aber Poincaré stieß den Friedensengel, der an seine Türe pochte, mit einem gewaltigen Fußtritt hinaus, und der Engel wandte weinend der elenden Welt den Rücken.

Dagegen erhob sich in Frankreich eine mächtige Ent-rüstung über eine „Verfehlung“ Deutschlands. Denn

Deutschland hatte ein „paar Telegraphenstangen“, wie die englische Presse spöttisch sagte, zu wenig geliefert. Aus Gründen der erschwerten Herstellung war ein Teil des vom Friedensvertrag in Versailles geforderten Holzes nicht zur Ablieferung gekommen — dabei verkauft eine Masse von dem Holz, das wir geliefert haben, in Frankreich, weil man es noch gar nicht verwerfen kann! Darum rief man in Frankreich nach „Sanktionen“ — und wir wußten, was uns bevorstand. Nicht Verhandlung, sondern — Gewalt! Und so kam denn, was kommen mußte: die Konferenz von Paris war zu Ende, ehe sie angefangen hatte, und die Franzosen marschierten ins Ruhrgebiet ein. Natürlich fing man's nicht ganz so plump an. Sondern der vielgewandte Poincaré hatte



Poincaré stieß den Friedensengel mit einem Fußtritt hinaus.

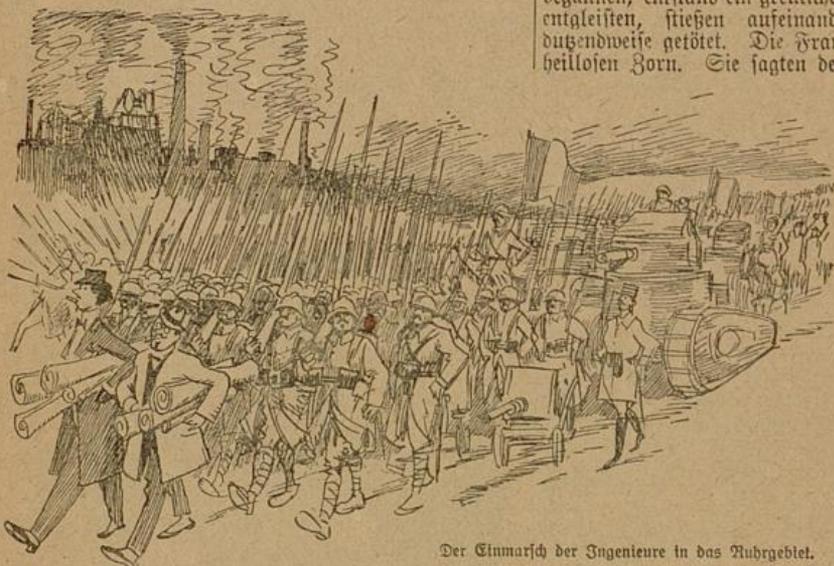
auch diesmal ein geschicktes Wörtlein gefunden, das den Ländern draußen in der weiten Welt Sand in die Augen werfen sollte. Er sprach davon, daß keine militärische Tat ins Werk gesetzt sei, sondern es würden lediglich französische Ingenieure kommen, die alle hervorragenden Industriewerke des Ruhrgebietes zu überwachen hätten, und die dann dafür sorgen müßten, daß die Ruhrleute für Frankreich arbeiten! Aber hinter den Heren mit den Mappen in den Händen marschierten die Bataillone mit aufgepflanztem Seitengewehr und rasselten die Tanks und fuhren die Wagen mit den Maschinengewehren, die alle auf die Häuser zur Seite der Straße gerichtet waren. So schlau waren die Franzosen doch, daß sie wußten, mit Fabrikplänen unterm Arm kann man kein Industriegebiet sich dienstbar machen. Am 14. Januar begann dieser Einmarsch — ein Krieg mitten im Frieden! Der Hinfende dachte, als die Botschaft von dem Vorrücken der Franzosen kam, der alten Zeiten. So sind die Franzosen einst unter dem Sonnenkönig Ludwig XIV. in Straßburg eingerückt. So haben sie unter Napoleon das Rheinland besetzt gehalten und im Süden bei uns in Baden und in den Nachbarländern

Württemberg und Bayern die Herren gespielt. Und der Hintende machte sich sein Verslein von der Nase, die das Maulen nicht läßt, und er schüttelte seinen grauen Kopf: „Das wird nicht gut enden!“

Die Franzosen hatten sich's freilich leichter gedacht. Sie meinten, mit Speck fängt man Mäuse und hielten mächtige Reden an die Arbeiter im Ruhrgebiet: sie kämen nur, um den reichen Fabrikanten den Geldbeutel

auf denen die Franzosen die Kohlen des Ruhrgebietes abtransportieren wollten, und dann mußten die Franzosen eigene Eisenbahner von Frankreich kommen lassen. Aber das Eisenbahney des Ruhrgebietes ist das verwickelteste Netz von ganz Europa. Wer sich darin zu rechtfinden will, muß jahrelang darin gearbeitet haben. Und als nun die mit den Linien, Weichen, Signalen und Ausweichstellen Unbekannten die Züge zu führen begannen, entstand ein greuliches Durcheinander. Züge entgleisten, stießen aufeinander, Menschen wurden dutzendweise getötet. Die Franzosen gerieten in einen heillosen Zorn. Sie sagten den Eisenbahnern: „Ent-

weder ihr fahrt — oder ihr gebt!“ Und die Eisenbahner gingen. Auch sie mußten mit Weib und Kind ins Elend. Sie taten's schweigend — für die deutsche Freiheit und Zukunft. Dann ging es den Leuten von der Schutzpolizei an den Kragen. Die waren den Franzosen längst schon ein Dorn im Auge. Denn sie meinten: die „Schupo“ sei weiter nichts als verkapptes Militär, bereit, im kommenden Kriege mit Frankreich als erste Mannschaft zu dienen. Und darum plagten sie die

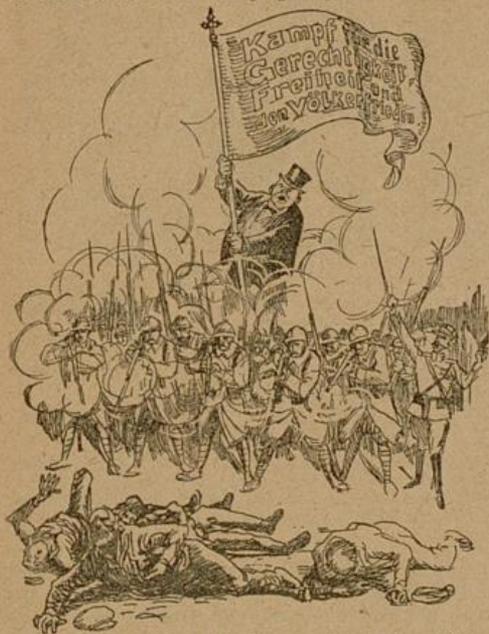


Der Einmarsch der Ingenieure in das Ruhrgebiet.

zu visitieren, die Arbeiter sollten nach wie vor gut bezahlt werden, ja, wenn sie sich jagen würden, sollten sie es noch viel besser haben als wie zuvor. Aber die Westfalen haben starre Köpfe und sie tragen diese Köpfe auf einem steifen Nacken. Sie erklärten rund: „Wenn unsere Fabrikanten nichts mehr zu tun haben in ihren Fabriken, dann haben wir nichts mehr zu arbeiten — und zum Spaziergehen sind wir nicht da!“ Und sie stellten sich tapfer entschlossen auf die Seite der Industrieherrn. Das ganze Ruhrgebiet war eine einheitliche Front, die entschlossen war, „passiven Widerstand“ zu leisten. Das heißt: sie befolgten die Befehle der Franzosen nicht, sondern taten nur, was ihnen von ihren Herren aufgetragen wurde. Es war ein merkwürdiger Kampf: gegen die Waffen des eisenstarreren Franzosenvolkes stand nichts anderes als der deutsche Wille zur Freiheit: „Wir beugen uns nicht!“ Geist gegen die Faust — der Hintende weiß nicht, ob in der Weltgeschichte jemals ein solcher Kampf geführt worden ist. Und der Kampf wurde brennend heiß. Die Franzosen dachten: „Wenn man den Leuten die führenden Köpfe nimmt, sind sie wehrlos!“, und so begann ein furchtbares Schreckensregiment: man wies einfach alle höheren Beamten aus, sie mußten Haus und Heimat verlassen und standen obdachlos und beraubt auf der Straße. Und trotzdem taten sie ihre Pflicht. Keiner duckte sich. Sie erklärten, wir gehorchen nur unserer deutschen Regierung, und ließen ihr Hab und Gut im Stich, wurden bettelarm — um der Freiheit willen. Der Hintende zieht den Hut ab vor den Tapferen, die so viel gelitten haben! Ebenso ging es den Eisenbahnern. Die weigerten sich, die Züge zu fahren,

armen Schupoleute so lang, bis sie auch diese Männer aus dem Land jagen konnten. Es war ihnen gleichgültig, daß nun in den besetzten Städten die Unruhe einzog und die Verbrecher aus allen Höhlen herausstrochen! Was liegt daran, wenn die Deutschen ausgeplündert werden! hieß es. So wurden nach und nach Essen, Dortmund, Bochum besetzt; das ganze Ruhrgebiet wurde von dem übrigen Deutschland abgeschnürt. Kein Mann und keine Maus sollte herein und hinaus, ohne daß der Franzose seine Zustimmung gab. Die Kohlen, die auf den Halben der Kohlenzechen lagen, wurden abgefahren. Und der französische Ministerpräsident rühmte in der Kammer, daß jeden Tag Tausende von Kohlenwagen nach Frankreich kämen, obwohl jedermann wußte, daß ohne die Ruhrbesetzung die Franzosen tausendmal mehr Kohlen bekommen hätten, und daß eine ganze Anzahl von ihren Hochofen „ausgeblasen“ werden mußten, weil sie nicht mehr genug Kohlen hatten. Und weil die Besetzung den Franzosen eine heillose Rechnung verursachte, mußte man zu Gewaltmitteln greifen, um Geld herauszubekommen. Es wurden einfach die Milliarden aus den Banken geholt unter allerhand Vorwänden. Den Städten, die einen Befehl des französischen Oberkommandos mißachtet hatten, wurden ungeheure Geldstrafen auferlegt. Man beschlagnahmte, was man kriegen konnte. Und so wurde in Essen — es war in der Osterwoche — eine Abteilung von Soldaten in die Fabrik Krupps gesendet, damit sie dort Automobile holen sollten. Die Arbeiter strömten erbittert zusammen und wehrten sich gegen den Abtransport der Automobile, — da geschah das Entsetzliche.

Der französische Offizier ließ Feuer geben. Und auf dem Boden wälzten sich Schwergetroffene in ihrem Blut, eine Anzahl Toter und eine Masse von Verwundeten wurden vom Blase getragen. Das war der



Auf dem Boden wälzten sich Schwergetroffene in ihrem Blut.

„Kampf für Gerechtigkeit, Freiheit und Völkerfrieden“, den einst Frankreich verkündigt hatte, und um deswillen die ganze Welt sich gegen Deutschland hatte zusammenschließen lassen müssen. Ein riesiger Schrei des Entsetzens hallte durch ganz Deutschland, und auch die Presse des Auslandes fing an, kopfschen zu werden. Man hatte bis jetzt im Ausland das Märchen willig geglaubt, daß die Deutschen nicht zahlen wollten, und man hatte gesagt: „Haulen Zahlern schickt man den Gerichtsvollzieher!“ Man hatte mit Behagen den französischen Berichten gelauscht über die Geschicklichkeit, mit der dieser Weltgerichtsvollzieher Poincaré sein Handwerk vollführe. Aber das ging doch über das Recht des Gerichtsvollziehers hinaus! Dem französischen Minister ward es schweiß unter seinem Hut. Drum machte er ein ganz besonderes Kunststück. Er drehte den Stiel einfach um. Und er beschuldigte die Direktoren des Kruppischen Werkes, sie seien schuld an dem ganzen „Ungeheuer“, denn sie hätten die Arbeit

ter — aufgereizt! Obwohl die deutsche Regierung eine genaue Untersuchung des Falles vornehmen ließ und attemäßig nachweisen konnte, daß ein Aufreizen der Arbeiter eine Unmöglichkeit gewesen sei, wurden die Direktoren gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu ungeheuren Strafen verurteilt; Herr Krupp von Bohlen-Halbach, der sich trotz der ihm drohenden Gefahr von Berlin nach Essen begeben hatte in die französische Gefangenschaft, erhielt nicht weniger als 15 Jahre Zuchthaus, und dementsprechend die anderen Direktoren. Eine Justizkomödie, die zum Himmel schreit! Aber — die Presse des Auslandes schwieg dazu. Die geeinigete Germania streckte umsonst ihre Arme aus nach den Staatsmännern der ganzen Welt und heischte Gerechtigkeit. Gerechtigkeit auch einmal für Deutschland, nachdem jahrelang die Welt vollgeschrien worden war um Gerechtigkeit für Frankreich. Aber die Weltpolitiker taten, als ob sie nichts hörten. Sie drehten der Germania den Rücken und studierten ihre Landkarten, auf denen ihre eroberten Gebiete verzeichnet stehen. Für Deutschland kam eine bittere Erkenntnis, „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ — das alte Sprüchlein ward wieder einmal zur Wahrheit. Festiger und härter prallen die Gegensätze aufeinander. An den Bahnen, den Brücken, den Wegen des Ruhrgebietes wurden heimlicherweise Beschädigungen verübt. Die Franzosen schmaubten Rache — und so ließen sie einen deutschen ehemaligen Offizier der Reserve, der im Krieg tapfer mitgekämpft hatte, einen badischen Landsmann, Schlageter — er stammt aus dem badischen Oberland — kriegsgerichtlich zum Tode verurteilen, weil er, wie sie behaupteten, solche „Sabotage“ verübt und eine geheime Gesellschaft geleitet haben sollte, die sich zu dieser „Sabotage“ vereint habe. Er wurde tatsächlich erschossen. So wie vor hundert Jahren Napoleon den Buchhändler Palm hatte erschießen lassen. Ein Blutopfer auf dem Kreuzweg Deutschlands! —

Auch wir im Badischen wurden einbezogen in den Kreis der französischen Gewalttaten. Appenweier und Offenburg wurden besetzt, und wer von Karlsruhe nach Freiburg fahren will, muß einen Umweg machen



Die Weltpolitiker drehten der Germania den Rücken.



Die Ostauer haben gesehen, wie über dem Rhein Poincaré ihnen den Willkomm zugewinkt hat.

Aber Pforzheim, Horb, Donaueschingen. Was man früher in zwei Stunden fahren konnte, dazu braucht man jetzt zehn Stunden. In Mannheim rückten die Franzosen ein und besetzten eine Reihe von Hafenanlagen und Holzgebäuden. Bei Karlsruhe rückten sie vor über Rietlingen bis nach Mühlburg. Der ganze Rhein soll in ihren Händen sein, und wer Verwandte in der Pfalz hat, kann nur mit Mühe hinüberkommen zu ihnen. Es ist, als ob man die Deutschen in einen Käfig sperren wolle, hinter dessen Eisenstäben sie wie wilde Tiere von den französischen Wärttern bewacht werden müssen. Der Eisenbahnverkehr im besetzten Gebiet ruht beinahe vollständig. Kein Deutscher fährt mit den von französischen Schaffnern und Lokomotivführern geführten Zügen. Und weil die Franzosen es erzwingen wollten, daß die Deutschen mit ihren Bahnen fahren, verboten sie den Verkehr mit amtlichen Automobilen, und sogar die Fahrräder wurden beschlagnahmt. Da stieg den Deutschen der Trost erst recht in den Kopf: sie gehen lieber weite Wegstunden zu Fuß, statt mit den Franzosen zu fahren. Der Hinkende fragt sich bekümmert: Was soll werden, wenn dieser abgrundtiefe Haß in unserem Volk weiterfrischt? Soll wirklich noch einmal das Entsetzen eines Weltkrieges über die jammervolle Menschheit kommen?

Es will den Hinkenden bedünken, als ob Frankreich kein gutes Gewissen bei der Sache habe. Denn es redet in den Verhandlungen, die wieder begonnen haben, viel mehr von seiner „Sicherheit“ als vom Geld. Als ob es schon in einer fernen Zukunft deutsche Heeresmassen über den Rhein fluten sähe! Und doch ist Deutschland an Händen und Füßen gefesselt. Es hat keine Flugzeuge, keine Tanks, keine schwere Artillerie. Wer glaubt, daß man heutzutage einen Krieg mit Heugabeln und Dreischlegeln machen kann? Wie soll ein deutsches Heer gegen die Waffengewalt Frankreichs aufkommen? Und doch redet Frankreich von seiner „Sicherheit“. Als ob nicht Deutschland jetzt von seiner „Sicher-

heit“ reden müßte. Der Franzosenmarschall Foch hat die Tschechoslowakei und Polen bereist und die Heere in den beiden verblindeten Ländern inspiziert, wie wenn es Franzosenoldaten wären, und er hat davon gesprochen, daß diese Armeen werden marschieren müssen, „wenn Frankreich noch einmal um seine Freiheit werde kämpfen müssen“. Wer bedroht denn die französische Freiheit?

Und so sind denn von Deutschland schon zwei Angebote gemacht worden, wie es seinen „Reparationsverpflichtungen“ genügen will, damit die Franzosen wieder aus dem Ruhrgebiet weichen sollten. Aber das erste ist nicht bloß von Frankreich, sondern auch von England und Italien mit Hohn und Spott abgewiesen worden, und während der Hinkende das schreibt, handelt es sich um das zweite Angebot, das Deutschland auf den Rat Englands gemacht hat, und das Frankreich nicht so ohne weiteres in den Papierkorb zu werfen wagt. Freilich — wird es etwas helfen? In England hat es wieder einmal einen Wechsel in der Person des Ministerpräsidenten gegeben. Bonar Law, auf dessen Wink hin Deutschland sein Angebot gemacht hat, ist schwer krank geworden und hat seinen Ministerfessel aufgeben müssen. An seine Stelle ist Baldwin getreten, von dem der Hinkende noch nicht sagen kann, wie er sich zu der fitzigen Frage stellen wird: soll das deutsche Angebot angenommen werden, oder sollen wir Engländer wieder den Franzosen nachgeben? Die Franzosen sagen: „Wenn ihr Deutsche euren passiven Widerstand aufgibt, wollen wir mit euch verhandeln!“ Aber die Leute im Ruhrgebiet sind entschlossen, diesen passiven Widerstand aufrecht zu erhalten, selbst wenn die deutsche Regierung ihnen befehlen würde, ihn fallen zu lassen. Denn sie wissen: „Wenn wir uns kücken, werden wir — Franzosen!“ Das ist der Plan Poincaré: er will ein Rhein- und Ruhrland schaffen, das aus dem Verband Deutschlands herausgelöst ist und unter der Aufsicht des Völkerbundes steht. Aber am

Saargebiet hat Deutschland erkannt, was es heißt, unter der Aufsicht des Völkerbundes zu stehen: die Saarleute stehen einfach unter französischer Oberhoheit, und der Völkerbund hat zu schweigen, wo der Franzosengeneral befiehlt.

Wer will sagen, wie sich's mit dem Gesicht Deutschlands gestalten wird? Der Hinfende denkt an den gefesselten Prometheus, und er muß sich wehren, daß nicht in seinen alten Tagen ihm die Tränen kommen, die er in seinem Leben nie geweint hat.

Es ist auch sonst in Deutschland allerhand geschehen, was dem Hinfenden einen verhaltenen Grimm in die Brust gesenkt hat. Das Memelgebiet ist den Litauern zum Opfer gefallen. Es war auch unter der „Aufsicht des Völkerbundes“; aber eines Tages sind die Litauischen Reiter gekommen und haben Memel einfach — erobert. Die Franzosen haben die Stadt zu verteidigen gehabt. Aber sie haben nur dergleichen getan, ein paar Schüsse sind gefallen. Dann hat der „Kampf“ aufgehört. Ein paar wenige Franzosen sind gefallen, und dem Hinfenden haben die armen Burschen herzlich leid getan. Die haben auch eine Mutter gehabt, die um sie weint, oder ein Bräutchen, das ins Unglück um ihretwillen gekommen ist. Und es war doch nur eine Komödie. Denn die Litauer haben wohl gesehen, wie drüben über dem Rhein in Paris Poincaré ihnen den Willkomm zugewinkt hat: „Kommt nur, damit dem Deutschen wieder ein Stück Fleisch aus dem Leibe gerissen wird!“ Und „wir müssen's leiden!“ Armes Deutschland.

Drum ist's kein Wunder, daß die Welt für Deutschland keinen Bissferling mehr gibt. Die deutsche Mark ist in den Abgrund gefallen. Sogar die österreichische Krone gilt auf dem Geldmarkt der Welt mehr als die deutsche Mark. Das hätte der Hinfende voriges Jahr nicht geglaubt, obwohl er sich aufs Schlimmste gefaßt gemacht hat. Oesterreich hatte verzweifelte Versuche gemacht, sich aus seinen Finanznöten zu retten. Aber

nichts gelang. Da tat es das letzte, was noch möglich war: es warf sich der Entente in die Arme. In Genf wurde eine Beratung abgehalten, die am 4. Oktober zum Schluß kam: der Bund England, Frankreich, Italien und Tschechoslowakei gab dem unglücklichen Land ein Darlehen von 650 Millionen Goldfronen, wofür es sich vollständig der Oberaufsicht seiner Gläubiger unterwerfen mußte. Deutschland stand trauernd in der Ferne und winkte den deutschen Brüdern den Abschiedsgruß zu. Denn nun ist es für unabsehbare Zeit aus mit dem Traum von „Alteutschland“, auf das man hüben und drüben immer noch gehofft hatte. Die Oesterreicher müssen ihre Mehlsäcke jetzt in der Mühle der Entente abliefern, und die Müller freuen sich, daß sie auch diese wadere Truppe in ihrem Dienste haben. Und doch sagt der Hinfende, wie viele treue Deutsche: „Liebe ist stärker als der Tod!“ und die Brüder innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle werden von uns nicht vergessen.

In den Nachbarländern hat der Friede sein „liebliches Dach“ auch noch nicht aufschlagen können. „Viel Unruh herrscht auf Erden,“ hat ein Dichter vor hundert Jahren gesungen. Das Liedlein gilt jetzt mehr als je. In Italien vollzog sich ein vollständiger Umschwung der politischen Verhältnisse. Seither war dies Land eine Demokratie, in der auch der Sozialismus eine sehr einflußreiche Rolle spielte. Aber je länger je mehr war die Bevölkerung mit dieser Regierung unzufrieden. Man schalt die Regierung „Schmarotzer“ und behauptete, daß sie Italiens Geltung in der Welt nicht aufrecht zu halten verstehe. So bildete sich im Volk eine nationale Bewegung, die von Mussolini, einem ehemaligen Advokaten, geführt wurde. Ueberall traten die Landleute, die früher Sozialisten gewesen waren, dieser Bewegung bei, die sich die „Faschisten“ nannten und ein eigenes Heer bildeten, in schwarze Hemden gekleidet. Mit diesem Heer, das auf 300 000 Mann anwuchs, marschierte Mussolini Ende Oktober nach

Die Oesterreicher müssen ihre Mehlsäcke in der Mühle der Entente abliefern, und die Müller freuen sich, daß sie auch diese wadere Truppe in ihrem Dienste haben.



Rom; der König stellte sich ganz auf seine Seite und Mussolini übernahm die Regierung, die er zwar mit 15 Ministern ausstattete, über die er aber wie ein Diktator herrscht. Er selbst nannte seine Regierung „die Diktatur des Patriotismus“. Der Kampf gegen die bisherige Regierung verlief im großen und ganzen unblutig. Die Kommunistenführer wurden vom Volk in wildem Spott gezwungen, Sizius einzunehmen und so ein lächerliches Ende ihrer einstigen großen Gewalt zu erleben. Die Kammer herrschte Mussolini bei ihrem ersten Zusammentritt an wie einen Haufen ungezogener Zungen und erklärte den Abgeordneten kalt, er kümmere sich nicht um ihr Vertrauen, sondern werde sie nach Hause jagen, wenn sie Widerstand versuchen wollten. Und sie kuschelten wie Hunde vor ihrem Meister. Sein Programm faßte er in die Worte zusammen: „Sparsamkeit, Arbeit und Disziplin.“ Seit- her ist er Herr und Meister in Italien, und die Italiener sind's zufrieden. Er ist ein kluger und vorsichtiger Politiker trotz seiner Macht. In dem Gegensatz zwischen Frankreich und England hat er noch keine entschiedene Stellung eingenommen. Er wartet ab, wer's gewinnt von den beiden. Und mit dem Sieger wird er dann gehen. Die Deutschen in Südtirol leiden schwer unter dieser Bewegung, die alles unter Italien stellt, die Tiroler in die italienische Armee eingereiht hat und sogar davon redet, Nordtirol sei italienisches Verteidigungsgebiet und ganz Tirol müsse unter Italien kommen. Der Hinkende hat mit einem Gefühl des Neides diesen riesigen vaterländischen Aufschwung betrachtet. Ein Volk, das nichts anderes sein will, als italienisch bis auf die Knochen, hat eine Zukunft!

Die Tschechoslowakei beginnt aufzublühen. Ihre Währung gewinnt von Tag zu Tag an Wert. Mit Entschlossenheit geht man dran, das Wohnungselend, das dort wie überall in der Welt herrscht, aus dem Weg zu schaffen und scheut auch davor nicht zurück, wenn es sein muß, eine erhöhte Arbeitszeit einzuführen, wenn damit der Obdachlosigkeit der Armen gesteuert werden kann. Die Leute wollen eine Politik der Tat, nicht der Ideen, die wunderschön sind, aber in der blauen Luft zerrinnen, wenn sie nichts sind als — Ideen.

Nebel aber ging es in Polen her. Das unglückliche Land ist und bleibt ein Land der Wirren und des Durcheinanders. Die Völkerschaften in diesem Land können nicht zu einer einheitlichen Nation zusammenwachsen. So gab es Kabinettkrisen über Kabinettkrisen. Einer ihrer Präsidenten, den seine Feinde grimmig und

spöttisch den „Judenpräsidenten“ nannten, Narutowicz, wurde sogar ermordet. Ein Kunstmaler, Mediabomski, erschoss ihn am 16. Dezember bei der Eröffnung der Kunstausstellung mit drei Revolverkugeln. Sein Nachfolger ist Wojciechowski geworden. Die Deutschen müssen bitter leiden unter dem polnischen Nationalhaß. In Massen werden deutsche Ansiedler und Gutsbesitzer ausgetrieben und müssen in der Heimat in bitterster Armut von vorn anfangen. Und doch hätten gerade die Deutschen, deren musterhafte Hauswirtschaft die Aufrichtigen unter den Polen anerkennen, in den herkömmlichen polnischen Schmutz und in die polnische Miswirtschaft Klarheit und Sicherheit hineinbringen können. Man munkelt unaufhörlich von neuen Anschlägen der Polen auf das deutsch gebliebene Oberschlesien, und ebenso geht ein Gerücht von kriegerischen Absichten Rußlands auf das polnische Nachbarland.



Auf einem Strohlager stirbt mancher alte Mann, während sein Weib in trostloser Verzweiflung die Hände ringt.

Die Zukunft wird weisen, ob im Wetterwinkel im Osten von Deutschland Ruhe einziehen wird, oder ob neues Glend über die vielgeprüften Ostmarken hereinbrechen wird.

Ueber Rußland gehen die Meinungen noch immer weit auseinander. Während die einen Besucher Rußlands davon reden, daß es den Sowjets gelinge, allmählich ein geordnetes Staatswesen herzustellen und auch die wirtschaftlichen Verhältnisse zu einer neuen Blüte zu bringen, sagen die anderen, es herrsche nach wie vor ein grauenhaftes

Durcheinander. In den Städten Petersburg und Moskau bewegt sich ein glänzendes Leben unmittelbar neben entsetzlicher Hungersnot. Die Revolutionsgewinnler haben auch bei den Kommunisten sich ihre Preise zu schneiden gewußt, so lange sie im Rohr saßen, und wer nicht schlau war, ist zugrunde gegangen. Das Land mit seinem ungeheuren Reichtum an Korn, Erz, Holz und Pelzen hat eine mächtige Zukunft, wenn es erst einmal gelingt, Handel und Wandel auf gesunde Beine zu stellen. Und eines müssen wir Deutschen immer festhalten: die Sowjets stehen jedenfalls nicht auf der Seite unserer Feinde. Ein Besucher von Rußland hat gesagt: „Man soll nicht den Kopf darüber schütteln, daß ein Dampfer auf der Newa den Namen ‚Karl Liebknecht‘ trägt. Wenn heute das Bürgertum in Rußland die Herrschaft gewinnt, wird der Dampfer wahrscheinlich in den Namen ‚Raymond Poincaré‘ umgetauft — und ob wir Deutschen daran eine Freude hätten, brauche ich wohl nicht zu fragen.“ Die Russen haben sich mit England stark überworfen gehabt, und beinahe wäre es zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gekommen; aber sowohl die Engländer wie die Sowjets haben eingesehen, daß sie solche Extratänze sich nicht leisten können, und

haben zur rechten Zeit eingelenkt, so daß wenigstens Friede geblieben ist. Dort ist ihre schroffe Ablehnung aller Religion. Sie haben einen katholischen Erzbischof in Petersburg erschossen, weil sie ihm Verrat des Vaterlandes vorgeworfen haben, und alle Einsprüche, die der Papst und mehrere Botschafter, vor allem der englische Gesandte, erhoben haben, waren umsonst. Am Weihnachtsfest haben die „Roten“ in Moskau einen Umzug gemacht, in dem sie alle Religionen verspottet haben. Mit garstigen Masken haben sie den Glauben an Gott, Christus, Maria, die Heiligen verhöhnt. Was das im Grund seines Herzens tieffromme russische Bauernvolk über diese Gemeinheiten des Großstadtgesandels — es waren meist Burschen von 15 bis 20 Jahren! — gesagt haben, hat der Hinkende nicht erfahren.

Die Russen haben sich in dem Streit zwischen Griechenland und der Türkei entschlossen auf die Seite der Türken gestellt. Die Türken haben nach ihrem glänzenden Sieg über die Griechen einen Staatsstreich gemacht: sie haben ihren Sultan abgesetzt, der ja nur eine Puppe in den Händen der Entente, vor allem Englands, gewesen ist. So ist die Türkei eine Republik geworden. Nur die Würde eines „Kalifen“ haben sie, nachdem sie diese Würde von dem Amt des Staatsoberhauptes abgetrennt hatten, stehen lassen. Dann rückten sie in Konstantinopel ein, und die Verbündeten, England und Frankreich, mußten sich darauf beschränken, eine Polizeitruppe in Konstantinopel zu halten zum Schutze der Ausländer. Der Sultan Mehemed V. flüchtete sich auf einen englischen Kreuzer und fuhr nach Malta. Damit hatte er auch die Würde eines Kalifen verloren, und die Türken wählten den Prinzen Abdul Medschid zum Kalifen. Der ist damit eine Art von geistlichen Oberhauptes über das türkische Volk, aber zu sagen hat er so gut wie nichts. Die Regierung führt nach wie vor kemal, nach dessen Wink und Willen alles geschieht. Er hat straff die Zügel in die Hand genommen, die französische Unterrichtssprache aus den Schulen abgeschafft und das Türkische als alleinige Unterrichtssprache wieder eingeführt: er hat erklärt, daß er sich um alle finanziellen Abmachungen zwischen der früheren Regierung und der Entente gar nichts kümmern werde. Kurzum, — er weiß, daß er Herr im Hause ist. Die Friedensverhandlungen zwischen Türkei und Griechenland finden in Pauzanne statt, sie sind am 20. November eröffnet worden, aber bis zu dieser Stunde noch nicht abgeschlossen. Die kniffligste Frage ist die Frage der „Meerengen“, die von den Türken behalten werden sollen und in denen auch Rußland eine Hand haben will. Mehrmals hat man gehört, die Türken wollten den Gegnern den ganzen Bettel vor die Füße werfen und sich mit den Griechen allein verständigen. Aber Gott allein weiß, was aus dem Durcheinander noch herauskommen wird.

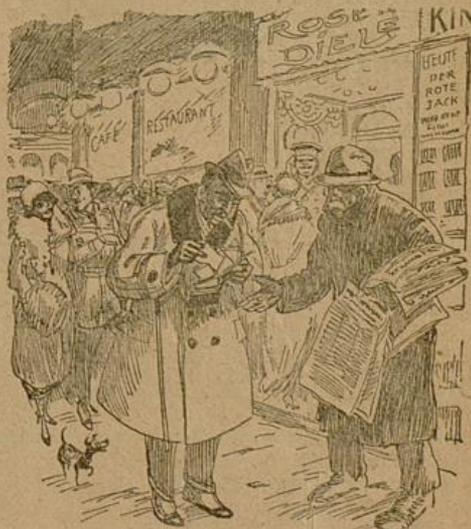
Den Engländern wird es schweiß unter der Weste. Denn die Erfolge der Türken haben in Indien großen Beifall gefunden, und die alte indische Hoffnung, daß der Morgen der Freiheit vor der Tür stehe, mächtig ins Schwelmen gebracht. Es wird davon geredet, daß sogar Japan dem Gedanken „Asien den Asiaten“ nicht unfreundlich gegenüberstehe. Und wer alt genug wird, kann es unter Umständen noch erleben, daß die englische Weltmacht einen Stoß erhält, von der sie sich nie wieder erholen könnte. Drum ist es kein Wunder, wenn die Engländer in Pauzanne zu retten versuchen, was noch zu retten ist!

In Palästina haben die Engländer im September das „britische Mandat“ über dies Land feierlich verkündet. Aber die Einwohner dieses Landes waren damit gar nicht zufrieden; sie behaupten, die Engländer lieferten ihr Land den Juden aus, und an dem Tag, an dem das britische Mandat verkündet wurde, schlossen die nicht-jüdischen Läden zum Zeichen der Trauer. So scheint dort auch nicht alles in Frieden auszugehen!

Und nun will der Hinkende noch einmal nach Deutschland zurückkehren. Er hat noch zu berichten, daß die im Jahre 22 fällige Wahl des Reichspräsidenten ausgefallen ist, weil man das deutsche Volk nicht in die Kämpfe um diese Wahl hineinstürzen wollte. So ist denn durch eine Verfassungsänderung am 24. Oktober der seitherige Reichspräsident Ebert zum endgültigen Präsidenten des deutschen Reiches ernannt mit einer Amtsdauer bis zum 30. Juni 1925. Er kann, da sein bisheriges Amt ein „vorläufiges“ gewesen war, der erste Präsident der deutschen Republik genannt und als solcher in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte verzeichnet werden.

Der frühere Kaiser Wilhelm II. hat sich in seinem Exil in Doorn am 5. November zum zweitenmal verheiratet mit der verwitweten Prinzessin Henriette von Schönau-Carolath, geb. Prinzessin Reuß ältere Linie. Der Hinkende gönnt es dem einsamen Mann, daß er von der Treue einer liebevollen Frau ein freundliches Heim errichtet bekomme, und wünscht ihm nach all dem bitteren Leid, das er erduldet hat, einen lichten Lebensabend.

Das deutsche Volk aber geht seinen Kreuzesweg in immer tiefere Tiefen. Die Mark verliert allmählich ihren Wert vollkommen. An dem Tage, da der Hinkende



In Berlin sieht man Menge als Zeitungsvorhäufer.

dies schreibt, ist der Dollar auf 175000 gestiegen. Das will sagen: eine Goldmark ist jetzt gleich 45000 Papiermark. Es läßt sich gar nicht ausdenken, daß ein Pfennig der Friedenszeit 450 Mark bedeutet, also ein Hundertmarktschein nur noch ein Viertel eines Pfennigs ist. Die Lebensmittelpreise sind diesem Stand noch nicht ganz gefolgt, aber jetzt schon kostet ein Ei etwa 1000 Mark,

und ein Liter Milch ebensoviel. Dazu kommt, daß der Sommer ein „zweiter Winter“ ist. Kaum kommt noch die Sonne durch die Wolken. Am 15. Juni hat man in den Städten am Schwarzwaldbrand Feuer in den Zimmern machen müssen. Die Heuernte scheint in Baden beinahe ganz vernichtet zu sein, und was mit der Getreideernte wird, wenn nicht bald die Sommerwärme kommt, weiß kein Mensch zu sagen.

In den Großstädten herrscht ein namenloses Elend. Vor allem sind es die vielen Angehörigen des Mittel-



So geht der Tod in riesiger Gestalt über den deutschen Boden.

standes, die unsagbar leiden. Alternde, die einst bessere Tage gesehen haben, sind in tiefste Armut versunken. Sie haben allen Besitz an Möbeln, Schmuck, Kleidung nach und nach verkauft, und auf nacktem Boden, auf einem Stroblager stirbt mancher alte Mann einen schreckensvollen Hungertod, während sein Weib in trostloser Verzweiflung die Hände neben ihm ringt. Mehr und mehr häufen sich die Fälle von Selbstmord in den

Städten — aus vollkommener Verzweiflung gehen die Unseligen in den Tod. Die Geburtenzahlen gehen in riesiger Schnelligkeit zurück, weil niemand mehr die Möglichkeit hat, Kinder großzuziehen, wenn nicht der Verdienst ins Ungemessene steigt. Die unsinnige Wohnungsnot zwingt die jungen Ehepaare, in möblierten Zimmern zu hausen. Tausende und Abertausende haben nur eine Kammer, in der sie wohnen können. Da kann man ein Kind nicht brauchen. Deutschlands Stolz, seine Jugend, wird bald aussterben, wenn dies so weiter geht, und das frevelhafte Wort des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau geht in eine entsetzliche Erfüllung: „Es sind zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt!“ Wie bald werden sie nicht mehr da sein!

Schlimm haben es die Angehörigen der „freien Berufe“. Ärzte, Bahnärzte, Schriftsteller, Künstler verdienen nicht mehr genug, um das nackte Leben zu fristen. Wer nicht imstande ist, einen anderen Beruf zu wählen, muß sich dazu verstehen, jede Arbeit zu nehmen, die ihm nur ein lärgliches Brot gibt. In Berlin steht man Ärzte als Heitungs- und Zigarrenverkäufer. Andere sind als Fabrikarbeiter eingetreten. In Sachsen sind Pfarrer in die Bergwerke gegangen, weil die Kirche sie nicht mehr bezahlen kann, oder sie arbeiten auf Banken und in Kaufmannsgeschäften, um daneben in ungeheurer Ueberanstrengung noch ihres pfarramtlichen Berufes zu walten. Und niemand sieht ein Ende des Schreckens ab.

So geht der Tod in riesiger Gestalt über den deutschen Boden, und vor ihm sinkt die Blüte des deutschen Geistes jammervoll ins Grab. Ein Bild, vor dem der Hinfende schauernd die Augen schließt. Wann wird über den gefesselten Prometheus der Morgen der Befreiung aufgehen? Wo ist der Held, der ihn aus den Ketten löst?

Eines nur vermag den Hinfenden zu trösten: das ist der Glaube, daß die Not das deutsche Volk zusammenschmiedet wird, und die Hoffnung, daß im deutschen Herzen noch eine Kraft liegt, die nicht gebrochen werden kann, auch wenn die tiefste Dunkelheit über uns hereinsinkt. Deutschland hat von altersher gelebt aus seiner Seele, die an Gottes Treue sich festgehalten hat. Wenn diese deutsche Seele wach wird, die aufs Unsichtbare traut und sich nicht zerbrechen läßt durch die Not und Uebermacht dieser Erde, dann kommt der Tag, an dem wieder deutsche Freiheit über das geknechtete Volk leuchtet. „Arbeiten und nicht verzweifeln“ — das alte Lösungswort, das einst der Engländer Carlyle ausgegeben hat, muß der Hinfende seinen Brüdern zurufen, und er setzt hinzu: „Aushalten und vertrauen!“

Damit sagt er seinen Lesern: Gott befohlen!

Mutterwitz.

Von Emil Gött.

Mutterwitz ist ein seltsames, gutes Wort, das in größter Kürze eine geheimnistiefe Sache zeigt und taugt, zu der unsäglich geschelte Männer erst auf weiten Wegen wieder gekommen sind, und wahrscheinlich auch nur, weil sie nicht ohne solchen waren. Es will nämlich sagen, daß der Witz — und das ist nicht etwa die

Gabe, grobe Wirtshauspässe zu machen und Zoten zu reißen, sondern was Besseres: rasche Besonnenheit, Schlagfertigkeit, Treffsicherheit, alles in allem eine gewisse n a t ü r l i c h e W e i s h e i t — also, daß dieser Witz durchaus nicht vom gestrengen und durch alle niederen, mittleren, hohen und höchsten Schulen geschwenkten Herrn Vater, sondern von der rundlichen, beweglichen lieben Frau Mutter herrührt, die alles von allein, von N a t u r zu haben scheint. Und man hat die Beweise dafür aus dem Leben